

R L

ZEITSCHRIFT FÜR
RELIGIONSUNTERRICHT
UND LEBENSKUNDE

1/06

TVZ Theologischer Verlag Zürich



Dem Rad
in die
Speichen
fallen



Liebe Leserin, lieber Leser

Wir haben den 100. Geburtstag von Dietrich Bonhoeffer zum Anlass genommen, eine Nummer über «Vorbilder» zu machen. Dabei wollten wir den Begriff des «Vorbilds» nicht vorbehaltlos übernehmen.

Die widersprüchlichen Aussagen von Kindern zur Davidsgeschichte im Beitrag von Prisca Senn widerspiegeln etwas von der Eigenart der biblischen Erzählkultur, die selbst im Blick auf leuchtende Gestalten wie David darauf verzichtet, das Bild eines in jeder Hinsicht moralisch integren Menschen zu zeichnen. Die Nähe Gottes zu den Menschen zeigt sich da, wo vom Ganzen – auch vom Schwierigen, Unvorteilhaften in einem Leben – gesprochen werden darf. Die verbreiteten Karikaturen von Mahatma Gandhi, erläutert Cornelia Vogelsanger im letzten Beitrag, sind Ausdruck einer Kultur, in der das Skurrile und das Heilige, das Hässliche und das Schöne oft sehr nahe beieinander wohnen: «Deshalb scheint man in Indien die Lächerlichkeit weniger zu fürchten als anderswo. Auch einfache Menschen strahlen oft eine unangreifbare Würde aus, die sich nicht aus einem Status ableitet, nicht aus Besitz oder der äusseren Gestalt, sondern aus dem Menschsein an sich.»

Dietrich Bonhoeffer ist sich sehr bewusst gewesen, wie viel er seinem privilegierten sozialen und geistigen Milieu verdankte. Einmal, während einer Wanderung, sagte er zu seiner Schwester Sabine: «Ich möchte einmal ungeborgen sein. Wir können die ändern nicht verstehen. Bei uns sind immer die Eltern, die alle Schwierigkeiten erleichtern. Das gibt uns eine unverschämte Sicherheit.» Offenbar hat er bei aller Dankbarkeit auch empfunden, dass es etwas gab, was ihn von der Realität anderer Menschen trennte. Als sein Freund Lasserre einmal zu ihm sagte, er wolle ein Heiliger werden, entgegnete Bonhoeffer nachdenklich: «Und ich möchte glauben lernen.»

Im Zeichen des 100. Geburtstages wird in vielen Medien gefragt, wie politisch, demokratisch oder «heilig» Bonhoeffer gewesen sei (oder eben nicht!). Ihm selbst ging es wohl vor allem um das, was er «glauben lernen» nannte: die wachsende Bereitschaft, sich Menschen verschiedenster Herkunft zu öffnen und da zu sein, wo er gebraucht wurde. In dieser Haltung fand er schliesslich zu einer grossen inneren Gelöstheit und menschlichen Präsenz. «Bonhoeffer», schreibt ein Mitgefangener nach dem Krieg, «verbreitete um sich stets eine Atmosphäre des Glücks [...] und einer tiefen Dankbarkeit dafür, dass er überhaupt noch lebte.» In einem von Bonhoeffers Gedichten heisst es: «Bin ich wirklich das, was andere von mir sagen?» Auch das Vorbild ist nur ein Bild.

Michael Zangger

DEM RAD IN DIE SPEICHEN FALLEN

»»» Zum Thema

Hansjakob Schibler

Dietrich Bonhoeffer – oder die Frage, ob es heute noch Vorbilder geben kann

3

»»» Unterrichtsbeiträge

US/MS

Prisca Senn

Auch vom Schwierigen im Leben erzählen

7

Literatur zu Dietrich Bonhoeffer

16

MS/OS

Werner Milstein

Dietrich Bonhoeffer – Lebensbild

17

MS/OS

Michael Zangger, René Schärer, Andreas Hohn
«Von guten Mächten wunderbar geborgen» – Eine neue Melodie für ein bekanntes Lied

23

OS

Andreas Kessler

Menschen und Projekte, die hoffen lassen – der Alternative Nobelpreis

27

»»» Religion und Kultur

Julia Hohn

Mahatma Gandhi – Der gewaltlose Rebell

29

Cornelia Vogelsanger

Mikey Mouse träumt vom indischen Bruder – Bonhoeffer und Gandhi

30

Peter Weskamp

Medien

33

Mickey Mouse träumt vom indischen Bruder – Bonhoeffer und Gandhi

Sie haben einander nie getroffen, Dietrich Bonhoeffer und Mohandas Karamchand Gandhi. Doch Bonhoeffer träumte jahrelang davon, nach Indien zu fahren und Gandhi persönlich zu begegnen.

Cornelia Vogelsanger, Ethnologin, Zürich

Von seiner Sehnsucht nach anderen Welten schrieb der 26-jährige Bonhoeffer an seinen Schweizer Theologenfreund Erwin Sutz: «[...] dass es mich irrsinnig wieder herauszieht, diesmal nach dem Osten [...]. Es muss noch andere Menschen auf der Erde geben, solche, die mehr wissen und können als wir. Und es ist einfach banausenhaft, dann nicht auch dorthin lernen zu gehen.»

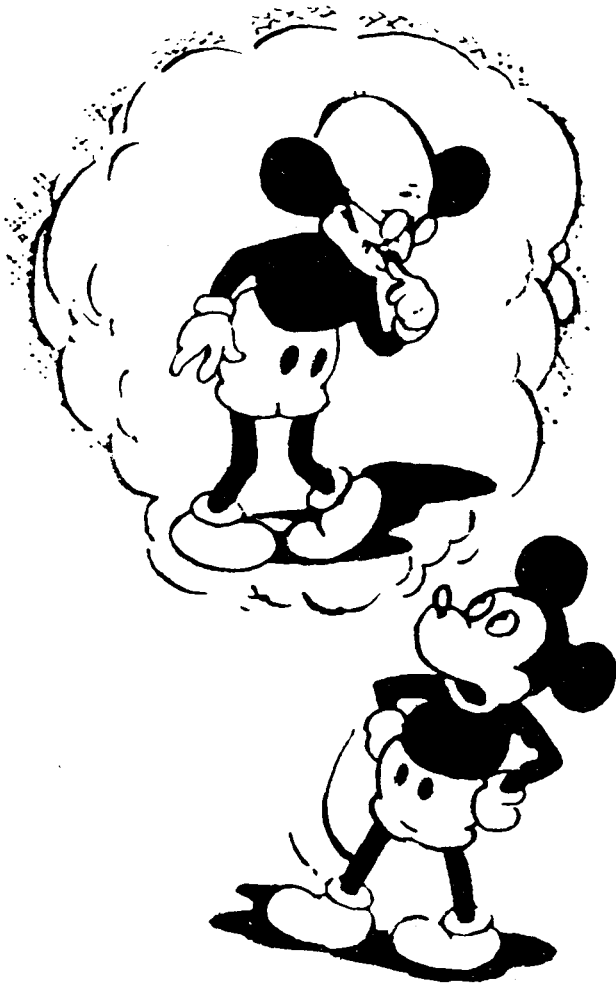
Dreimal hat Bonhoeffer eine Reise nach dem Osten, nach Indien, geplant – und hat es zeitlebens bedauert, nie in diesem Lande angekommen zu sein. Das dritte Mal, 1934, stand er bereits im Briefwechsel mit Gandhi. Sein englischer Freund George Bell, der Bischof von Chichester, hatte den Kontakt vermittelt. Bonhoeffer wollte «sechs Monate oder länger» mit Gandhi verbringen und von ihm persönlich gewaltlosen Widerstand lernen, denn die Situation in Deutschland spitzte sich seit 1933 bedrohlich zu. Der Hindu Gandhi (für den Jesus einer der grössten Menschheitslehrer und die Bergpredigt eine Anweisung zum wahren Leben war) lud den jungen evangelischen Theologen in einem freundlichen Brief ein, das Leben im Ashram zu teilen, bei vegetarischer Kost. Wie viel Geld er in Indien benötigen würde, rechnete Gandhi dem Gast aus Deutschland in seiner sorgfältigen, genauen Art aus, und er machte ihn auch aufmerksam, dass er, Gandhi, sich möglicherweise während der Dauer seines Besuchs gar nicht im Ashram befinden könnte, sondern, einmal mehr, im Gefängnis.

Dass es nicht zu dieser Begegnung kam, lag dann aber nicht an der englischen Kolonialregierung, sondern an den dramatischen Entwicklungen in Deutschland. Und es lag mindestens

teilweise an deutschen Theologen, die Bonhoeffer absichtlich beschäftigt hielten, um seine Indienreise zu verhindern. Dass Bonhoeffer von einem Hindu Friedensarbeit lernen wollte, löste Kopfschütteln unter manchen seiner Kollegen aus. Auch Karl Barth äusserte sich ablehnend über Bonhoeffers Plan: Er habe die «seltsame Nachricht» erhalten, Bonhoeffer beabsichtige nach Indien zu gehen, «um sich bei Gandhi oder einem anderen dortigen Gottesfreund irgendeine geistige Technik anzueignen». (Bonhoeffer seinerseits hatte sich, bei aller bleibenden Bewunderung für Barth, schon Jahre zuvor nachdenklich gefragt: «Ob Barth je im Ausland war?») Denn es war ihm aufgefallen, dass die Erfahrung einer anderen Kultur sich auch auf die eigene Theologie auswirken konnte.)

Wer hatte dem jungen Dietrich Bonhoeffer diese Indiensehnsucht ins Herz gepflanzt? Es war eine bemerkenswerte alte Dame, die ihm sehr nahestand: seine Grossmutter Julie Bonhoeffer-Tafel.

Bei ihr wohnte er in seiner Studienzeit in Tübingen und in ihren späten Jahren lebte sie in Bonhoeffers Elternhaus in Berlin. Von ihr ist vor allem eine Begebenheit bekannt: wie sie als Einundneunzigjährige 1933 den Nazi-Boykott jüdischer Geschäfte durchbrach, indem sie aufrecht durch eine Sperre von SA-Männern schritt, um ein jüdisches Warenhaus zu betreten. Weniger bekannt ist ihre Herkunft aus einer Familie mit besonderem spirituellem Hintergrund: Ihr Onkel Immanuel Tafel, der ursprünglich als lutherischer Theologe ausgebildet war, übernahm nie ein Pfarramt in der Kirche, sondern schloss sich der Lehre des schwedischen Visionärs Emanuel Swedenborg (die u.a. die



Reinkarnation kennt) an und übersetzte die theologischen Werke Swedenborgs aus dem Lateinischen. Von Tafel selbst, der in Stuttgart einen philosophischen Lehrstuhl innehatte, stammt der Entwurf einer Friedenstheologie mit ökumenischer Ausrichtung, und 1851 publizierte er in Tübingen ein Pamphlet, in dem er evangelische Christen dazu aufrief, Glaubens- und Bekenntnisfreiheit zu fordern («Die Unsicherheit und Verderblichkeit des Bekenntnisszwangs: Aufforderung an sämtliche Protestanten, zu protestieren gegen jede menschliche Vorschrift in Glaubenssachen ...»). Auch wenn Julie Bonhoeffer-Tafel selber nicht Swedenborg anhing, war sie von einem Milieu geprägt, in dem das Ringen um Wahrheit und freie Erkenntnis viel galt.

Mit Anteilnahme und nicht ohne Besorgnis verfolgte die Grossmutter, welches Tempo und Engagement, aber auch welcher Ehrgeiz ihren begabten Enkel im Theologiestudium antrieb. Mit 21 Jahren war Dietrich bereits promovierter Theologe – für eine Pfarrstelle freilich noch zu jung –, ein Senkrechtstarter, ein Überflieger. Er war in mancher Hinsicht von Haus aus privilegiert, und er wurde von seinen Professoren gefördert. Die Grossmutter war es, die ihm riet, nicht zu früh auf ein Geleise einzuspüren, sondern sich noch nach anderen Erfahrungen und Inspirationen umzusehen, «im Osten». Er hörte auf sie und bemühte sich, Geld für eine Indienreise zu sparen.

Wäre 1930 ein Indien-Stipendium verfügbar gewesen, hätte er es sicher noch lieber akzeptiert als den Studienaufenthalt am Union Theological Seminary in New York, der sich ihm bot. Doch er machte aus jeder Gelegenheit, Neues aufzunehmen, das Beste: Als Vikar in der deutschen Gemeinde von Barcelona, als

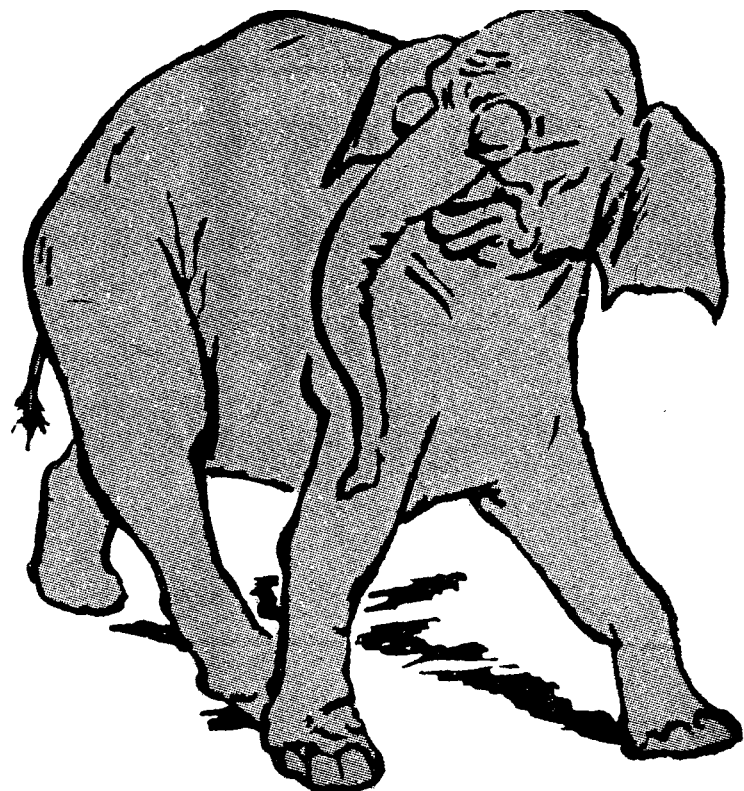
Stipendiat in Amerika suchte er aktiv den Kontakt mit Milieus und Gedankenwelten, die den Horizont seiner grossbürgerlich-aristokratischen Herkunft erweiterten, ihn unter anderem auch für Fragen des Rassismus und Kolonialismus sensibilisierten – und für die Ökumene. Mit derartigen Perspektiven war Bonhoeffer vielen deutschen Theologen seiner Zeit voraus, auch solchen, die sich eindeutig gegen Hitler wandten. Es war aber wohl gerade dieser weit gespannte Erfahrungshorizont, der Bonhoeffer befähigte, früh zu erkennen und mit aussergewöhnlicher Entschiedenheit als Unrecht zu benennen, was mit den Juden geschah.

Zu jener Zeit (und noch Jahrzehnte darüber hinaus) war es durchaus üblich, von «Negern» und «Heiden» zu reden; auch Bonhoeffer benützte ohne diskriminierende Absicht solche Wörter. «Müssen wir uns von den Heiden beschämen lassen?», fragte er in einer Predigt im August 1934. Mit den «Heiden» meinte er Gandhi, den er bewunderte und von dem er lernen wollte.

Welch ein ungleiches Paar, äusserlich gesehen: der stattliche blonde Germane und der ältliche, gebeugte Inder mit den abstehenden Ohren und dem zahnlosen, unwiderstehlichen Lächeln! Der eine weltoffen und von seiner Herkunft her selbstbewusst, der andere als Angehöriger eines unterdrückten und gedemütigten Volkes mit vielen Unsicherheiten behaftet und zeitlebens schüchtern. Beide nahmen ihre Lebensaufgabe todernst und waren zum äussersten Opfer bereit – es wurde ihnen auch abgefordert. Beide wurden für ihre menschliche Warmherzigkeit und ihren Humor geliebt.

Gandhis Humor war von der indischen Art, freundlich und sanft, manchmal auch hintergründig. Auf die Frage, was er von der westlichen Zivilisation halte, antwortete er einmal trocken: «Die Idee ist gut!» Da spricht ein Angehöriger einer uralten Zivilisation, einer, der besser als die gegenwärtig Herrschenden weiss,

Gandhi als Elefant: Auch in Indien assoziiert man mit diesem Tier Gelassenheit, Kraft, geistige Überlegenheit und ein langes Gedächtnis.



SWANKAR

was das bedeuten könnte: Zivilisation! Einer auch, der die Zwei auf seinem Rücken mit dem Gefühl innerer Überlegenheit trägt.

Der indische Sinn für Komik ist unbestechlich und macht auch vor den allgegenwärtigen Göttern nicht Halt; oft sind das fromme Andachtsbild und die Karikatur nicht zu unterscheiden. In dieser Kultur wohnen das Skurrile und das Heilige, das Erhabene und das Lächerliche, auch das Hässliche und das Schöne, das Schmutzige und das Reine sehr nahe beieinander. Damit hängt es vielleicht zusammen, dass man in Indien die Lächerlichkeit weniger zu fürchten scheint als anderswo. Auch einfache Menschen strahlen oft eine unangreifbare Würde aus, die sich nicht aus einem Status herleitet, nicht aus Besitz, nicht aus der äusseren Gestalt, sondern aus dem Menschsein an sich.

So sind auch seit bald hundert Jahren Karikaturen ausserordentlich beliebt, die Gandhi in seiner ganzen Unscheinbarkeit und Schrulligkeit vergegenwärtigen. Sie werden als Ausdruck der Liebe und Hochachtung verstanden (sogar im Internet habe ich über 100 Gandhi-Cartoons gefunden).

Eine Mitkämpferin Gandhis, die Schriftstellerin Sarojini Naidu, nannte ihn einmal «diesen Mickeymousemann», seiner abstehenden Ohren wegen. Das Bonmot machte die Runde, und zu Gandhis 70. Geburtstag veröffentlichte ein Karikaturist in der «Civil and Military Gazette» in Lahore einen Cartoon: Mickey, das amerikanische Original, stellt sich seinem indischen Doppelgänger vor; Gandhi als Double erscheint in einer Wolke oder Imaginationsblase, mit riesigen schwarzen Mausohren ausgestattet. Von seiner Wolke herab lächelt der Mahatma und legt den Finger auf die Lippen. Mickeymouse schaut entgeistert auf diesen mysteriösen Verwandten.

Auch diese beiden: welch ein ungleiches, ja absurdes Paar! Natürlich ist mit Mickey nicht Bonhoeffer gemeint – aber passt der Cartoon nicht eigenartig gut zu den beiden Geistesverwandten, die von einander wussten, obwohl sie sich in der Realität nie trafen?

Gandhi-Mickeymouse legt die Finger auf die Lippen und verweist damit auf das Schweigen. Einen Tag pro Woche (Montag?) hat Gandhi konsequent geschwiegen, selbst in grossen Staatskrisen blieben dann seine Lippen versiegelt; er tat seine Arbeit, sass am Spinnrad und am Schreibpult, hörte zu und schrieb Zettel. Dieses regelmässige Redefasten brauchte er, um für seine Aufgabe Kraft zu schöpfen. «Wenn man sich der Suche nach Wahrheit verschrieben hat», sagte er einmal, «muss ein Teil der spirituellen Disziplin aus Schweigen bestehen.» Und ein anderes Mal: «Das Radio Gottes sendet immer, aber wir können seine Stimme nur im Schweigen hören.»

Hier fallen grosse Worte: «Wahrheit» und «Gott». Für Gandhi waren sie bedeutungsgleich. Er nannte seinen gewaltfreien Kampf «Satyagraha» – ein Begriff, den er aus zwei Sanskritwörtern selber geprägt hatte und der sich als «Beharren auf der Wahrheit» übersetzen lässt. Beharrlich, aussergewöhnlich beharrlich bis zur Halsstarrigkeit war Gandhi von seiner Art her gewiss. Aber niemals glaubte er, im Besitz der Wahrheit zu sein, und so blieb er von Fanatismus frei. «Satyagraha» hiess für ihn vielmehr: die Suche nach der Wahrheit unter keinen Umständen aufzugeben. Seiner Autobiografie, in der er freimütig über seine Fehler und Irrtümer Rechenschaft ablegt, gab er den ungewöhnlichen Titel «Die Geschichte meiner Experimente mit der Wahrheit».

Wahrheit ist unverfügbar, allenfalls experimentell erfahrbar. Wahrheit ist göttlich. In der indischen Tradition findet sich der unerschütterliche Glaube, dass das Aussprechen der Wahrheit

etwas bewirkt. (Mantras wirken, weil sie eine höhere Wahrheit enthalten. Die Veden gelten als in einem umfassenden Sinne wahr – weshalb sie nicht in die Hände von Unbefugten gehören.) Alle anderen Wirkungen haben ein Verfalldatum. Die Wahrheit bleibt. Gandhi lebte in dieser Gewissheit und starb in ihr.

Bei Diskussionen über Gandhi – oder gegenwärtig über Bonhoeffer – wird regelmässig dieselbe Frage aufgeworfen: «War er ein Heiliger?» Und ebenso regelmässig stehen kritische Zeitgenossen auf, die sich vehement dagegen wehren, dass man aus Gandhi, aus Bonhoeffer «Heilige mache». Sie waren gewiss Menschen mit ihren Widersprüchen, sie hatten und machten Fehler. Vollkommen waren sie keineswegs. Gandhi selbst hat sich gegen den Ehrentitel «Mahatma» (Grosse Seele) gewehrt, der ihm von Tagore angehängt wurde und den bei uns viele für seinen Vornamen halten. «Mahatma» evoziert tatsächlich Heiligkeit, Göttlichkeit. (In Indien reden die meisten Menschen von Gandhiji, was eine Mischung aus Zuneigung und Respekt zum Ausdruck bringt, oder von Bapu, «Vater».)

Aber was ist Heiligkeit? Ist Heiligkeit erhabene Perfektion? Oder verträgt sich Heiligkeit auch mit Mickey Mouse? Ich halte mich an eine Definition des Religionswissenschaftlers und evangelischen Erzbischofs Nathan Söderblom (er starb vor 75 Jahren – auch an ihn sollte man sich wieder einmal erinnern): «Heilige sind Menschen, durch die es den anderen leichter wird, an Gott zu glauben.»

«Der alte Mann zieht seines Weges». Als die Unabhängigkeit endlich erreicht war, blieb Gandhi den Feiern fern; er hatte Dringenderes zu tun.

